

Wenn Politiker zu sehr lieben...

Über die Angst vor der heimlichen Macht der Angehörigen

Von Jürgmeier

Wer anderen gefallen, wer geliebt werden will, neigt zur Anpassung. Das gilt auch für Politikerinnen und Politiker. Ein Bericht über den Seelenzustand der Politik.

Kann ein SVP-Politiker eine Sozialdemokratin lieben? – Er kann. Zumindest im bernischen Suberg. Das heisst – er konnte. Inzwischen ist Ruedi Baumann Präsident der „Grünen Partei der Schweiz“. Als die Bäuerin Stefanie Baumann 1985 von der „Sozialdemokratischen Partei“ für den Berner Grossrat nominiert wurde, forderte die „Schweizerische Volkspartei“ ihr Mitglied Ruedi Baumann auf zu handeln. Der Mann und Grossratskandidat sollte von seiner Frau verlangen, aus der SP auszutreten oder sich, wenigstens, von der Grossratsliste streichen zu lassen. Bauer Baumann handelte, gab am gleichen Abend sein Parteibuch zurück und kandidierte für die Grünen. Ebenso erfolgreich wie seine Frau für die Roten. Inzwischen sind Baumann & Baumann das einzige Ehepaar im Nationalrat. Und als sich Ruedi Baumann vor einem Jahr um das Präsidium der „Grünen Partei der Schweiz“ bewarb, wurde wieder einmal die Parteimitgliedschaft seiner Frau auf die Traktandenliste gesetzt. Diesmal brauchte er die Partei nicht zu wechseln. Die entzog solch innerparteilichem Bedenken sofort und deutlich den Boden.

Vom Volk, nicht von der Familie gewählt

Die Angst vor Stefanie Baumann, das ist die Angst vor dem „negativen“ Einfluss politisch denkender Angehöriger. Gefragt sind letztere, Frauen insbesondere, nur als unermüdliche Claqueure, treuste Anhänger und liebevolle Trösterinnen – oder Sündenböcke. Wenn jemand eine von der Partei abweichende Position vertritt, beobachtet FDP-Präsident Franz Steinegger, „billigt man ihm nicht zu, dass er eine eigene Meinung hat, sondern sagt schnell einmal – das ist der Einfluss der Frau, der Kinder, des Freundes.“ Der Politiker – und das kann für Nationalrat Steinegger ganz bestimmt auch eine Frau sein – stehe in einem Loyalitätskonflikt zwischen Fraktion, Partei, Verbänden und Angehörigen. „Er muss wählen, welchem emotionalen Druck er nachgibt.“ Für die ehemalige Zürcher SP-Gemeinderätin und Psychoanalytikerin Silvia Ramer ist klar: „Das Volk, nicht die Familie wählt diese Person.“ Nur, Politikerinnen und Politiker scheinen allemal noch selbst und ziemlich willkürlich zu bestimmen, welches Volk sie gerade vertreten wollen. Parteien und Verbände möchten, verständlicherweise, einen „Benefit“ für das Geld, das sie in ihre erfolgreichsten „Pferdchen“ investiert haben. Aber in mehr oder weniger demokratischen Verhältnissen hat die Parteidisziplin Grenzen. Da droht die Konkurrenz der Angehörigen.

Die Mär vom unbeeinflussbaren Politiker

Wer fordert, Politikerinnen und Politiker müssten „unabhängig“ sein, meint im allgemeinen Immunität gegenüber „fremden“ Einflüssen. Denn „ein Politiker, der behauptet, er lasse sich nicht beeinflussen, sagt nicht die Wahrheit.“ Stellt Franz Steinegger klar. Oder er würde, so die ehemalige grüne Nationalrätin Rosmarie Bär, „autistisch. Ich muss mich beeinflussen lassen. Sonst kann ich gar keine Politik machen, nicht reagieren auf das, was in der Welt passiert.“ Der frühere CVP-Spitzenpolitiker und heutige PR-Berater Iwan Rickenbacher macht im näheren Umfeld von politisch Tätigen Lernchancen aus. Wenn sie privat vermehrt über ihre Tätigkeit sprächen, würden sie ihre Sache nicht in diesem „weitverbreiteten Chinesisch darlegen, würden nicht Dinge voraussetzen, die ein normaler Bürger einfach nicht wissen kann.“ Angehörige könnten Politikerinnen und Politiker mit anderen Sichtweisen vertraut machen. „Wenn das von irgendjemandem kommt, ist man geneigt, es zu etikettieren, weil man schon den Absender etikettiert. Wenn es die eigene Frau sagt, die man schätzt, nimmt man auch

eine andere Position ernst.“ Ihm, beispielsweise, hätte seine zweite Frau den ökologischen Blick geschärft.

Der Einfluss von Familie und Freundeskreis ist, je nach Optik, Entwicklungschance oder Bedrohung. Die direkte Konfrontation mit der Drogenfrage im „grossfamiliären Umfeld“ habe dazu geführt, dass er „unverkrampter und ohne Ideologie“ an die Sache gegangen sei. Räumt Franz Steinegger ein. Und wenn der Präsident der „Freisinnig-Demokratischen Partei der Schweiz“ erlebt, dass Hascher verglichen werden können „mit solchen, die herumsaufen“, atmen Anhängerinnen und Anhänger einer liberaleren Drogenpolitik schon mal auf. Da müssen die Hardliner in der SVP nur hoffen, dass sich Ueli Maurer nie in eine Quartalskokserin verliebt. Wenig Freude dürften Feministinnen und Frauenrechtlerinnen an Franz Steineggers Mutter haben. Als er die Mutterschaftsvorlage im Rahmen des neuen Krankenversicherungsgesetzes befürwortete, habe sie ihm ins Gesicht gesagt: „Du bisch en Tubel. Ich habe das nie gebraucht.“ Und selbst seine Freundin, mit der er inzwischen in zweiter Ehe verheiratet ist, habe negativ reagiert: „Das ist kein Versicherungsfall. Ich empfinde das als Affront.“ Auch in der Partei sei er, für ihn ungewohnt, in die Minderheit versetzt worden. Bei der Parolenfassung sei überall eine Frau aufgestanden und habe die Gegenposition vertreten. „Da ist man als Mann auf verlorenem Posten“, lächelt er und gibt zu: „Das hat zwar damals meine Meinung nicht verändert, aber heute beeinflusst das meine Beurteilung der Notwendigkeit einer Mutterschaftsversicherung.“

Eine ganz normale Neurose

Neue Erkenntnis aufgrund realer Erfahrungen oder „besserer“ Argumente ist das eine, Anpassung in emotionalen Abhängigkeiten das andere. Die Angst, der brave Sozialdemokrat könnte der heimlich begehrten freisinnigen Schulpräsidentin, die stramme SVP-Regierungsrätin ihrem grünen Sohn imponieren wollen, die Angst vor den unkontrollierbaren Auswirkungen von Liebe und Erotik auf das politische Geschäft ist nicht unberechtigt. Denn es ist zu vermuten, dass auch der homo politicus nicht gefeit ist gegen die unselige Verbindung von Zuneigung und Anpassung, Liebe und Unterwerfung. Oder wie es die Psychoanalytikerin Silvia Ramer formuliert: „Es ist weit verbreitet, zu glauben – wenn ich mich anpasse, hat man mich lieb; wenn ich nicht mache, was man von mir will, werde ich abgelehnt.“

Diese „typisch neurotische Konstellation“ steht dem Konzept des unabhängig Politisierenden diametral entgegen. Rosmarie Bär – die von sich sagt: „Ich brauche keine

Streicheleinheiten im Parlament.“ – hat bei vielen Kollegen beobachtet, „dass sie Konflikte nicht aushalten. Die Kompromisse, passen und biedern sich beim politischen Gegner an, nur weil sie Angst haben, der entziehe ihnen die Liebe, die ja gar keine echte ist. Das sind die ‚Vermittler‘, die ‚Vernünftigen‘, die ständig den Spagat machen, weil sie es nicht aushalten, die ‚Bösen‘, ‚stur‘ oder ‚ideologisch‘ zu sein.“

Die schweizerische Konkordanzdemokratie – die solche Konfliktscheu zur Zauberformel gemacht hat – kennt, wie alle Demokratien, ein Instrument, das dieser menschlichen Schwäche Rechnung trägt: das geheime Stimm- und Wahlrecht. Jene Politikerinnen und Politiker, die sich bei der letzten Bundesratswahl vor laufender Kamera darauf beriefen, versuchten vermutlich, ein Züpfelchen Unabhängigkeit gegenüber Fraktion, Partei, Verbänden, Angehörigen und Medien zu retten. Gleich meinem Vater, der nie verriet, was er auf Stimm- und Wahlzettel schrieb. Wahrscheinlich eher, weil er Angst hatte, er würde den möglichen Konflikt am Familientisch nicht aushalten, als – wie er behauptete – um meine Mutter als frischgebackene Stimmbürgerin nicht zu beeinflussen.

Das traute Heim als letzter Halt

Iwan Rickenbacher registriert im Verhältnis von Politik und Privatleben einen „Paradigmawechsel“. Im Gegensatz zu früheren Politikergenerationen würden die Jüngeren die Familie nicht mehr zum „Schonraum vor der harten Politik“ erklären, sondern Angehörige und Freundeskreis in die politische Problemerkörterung einbeziehen. Einmal vorausgesetzt, dass Politikerinnen und Politiker ganz durchschnittliche „Neurotiker“ sind, resultieren daraus nebst Chancen auch neue Risiken – sowohl fürs Privatleben als auch für die Politik. Gefragt ist jetzt rundum Konfliktfähigkeit. Das heisst, so Iwan Rickenbacher, die Fähigkeit, den politischen Streit am Familientisch auch einmal zu beenden und, trotz aller Enttäuschung über „den andern“, die bereitgestellte „Flasche Rothschild oder so zu öffnen, weil man mit solchen Brüchen leben kann.“

Ruedi Baumann, der durch Angriffe Andersdenkender in seinen Positionen geradezu bestärkt wird, gibt zu: „Ich brauche wenig Unterstützung. Aber die brauche ich.“ Der ganze Nationalratssaal könne gegen ihn sein, aber die zehn Grünen müsse er hinter sich wissen. „Wenn die eigenen Leute einem in den Rücken fallen, wird es heavy.“ Er weiss, wovon er redet. In der Europa-Debatte stand er bei den Grünen anfänglich mit seinem Ja allein auf weiter Flur. Es kam sogar zu öffentlichen Streitgesprächen mit Rosmarie Bär. „Das würde ich nicht mehr machen.“ Auch Rosmarie Bär hätte sich

„Schöneres vorstellen können, als gegen Ruedi Baumann anzutreten.“ Aber was da so militärisch klingt, stellt sie beruhigt fest, „hat nicht zu einem Bruch geführt.“ Ganz anders bei ihrem Übertritt von der freisinnigen in die grüne Partei. „Das hat Freunde gekostet.“ Das habe sie zwar erschüttert und geschmerzt, Zweifel an ihrem Schritt habe sie deswegen nie gehabt. Zu Hause aber, bei Mann und Tochter, hat auch sie noch nie grundsätzliche Konflikte erlebt. Sie glaubt denn auch nicht, dass bei ihr persönlich „grosse Nähe oder Tiefe zu Menschen entsteht, die in wichtigen ethischen Fragen eine grundsätzlich andere Haltung haben.“ Und dazu gehören für sie auch Fragen wie Atom- und Gentechnologie.

Wer das Ehepaar Baumann reden hört, erinnert sich an Iwan Rickenbachers „Schonraum Familie“. Zwar wird wacker und viel politisiert, aber „ich könnte mir nicht vorstellen“, so Stefanie Baumann, „dass ich den Konflikt auch noch zu Hause hätte.“ Und Ruedi Baumann fürchtet nichts mehr als den Vorwurf seiner Söhne, er hätte sich angepasst. „Dann müsste ich im Nationalrat grad etwas ganz Böses sagen.“ Bisher blieb er vor solcher Kränkung verschont, und wenn sich Baumanns, nach getrennten politischen Auftritten, zu später Stunde in der Bauernstube treffen, „berichten wir einander, wie eklig die andern wieder gewesen sind, und klopfen uns gegenseitig auf die Schultern.“ Erzählt Stefanie Baumann lachend.

Konfliktfähigkeit gefragt

„Ich habe gelernt, dass mich nicht alle lieben müssen.“ Dieser grosse Satz wird Bundesrätin Ruth Dreifuss nachgesagt. Silvia Ramer verlangt von Politikerinnen und Politikern „Unabhängigkeit und Reife.“ Das sind in Zeiten, in denen die Politik durch Veränderung der Geschlechterrollen, Auflösung der Trennung von Politik und Familie sowie das grelle Scheinwerferlicht der Medien „gläsern“ geworden ist, hohe Anforderungen. Gefragt ist, so Iwan Rickenbacher, die Fähigkeit, „den anderen zu akzeptieren, wie er ist, auch mit seinen schockierenden Anteilen.“ Bis die Parteien die entsprechenden Persönlichkeiten gefunden haben, treffen sich an Familien- und Freundestischen der meisten politisch Tätigen grundsätzlich Gleichgesinnte. Andere mögen ab und zu auf das gute alte Recht der geheimen Stimme zurückgreifen. Aus Angst vor dem entrüsteten Blick von Frau oder Freund. Weil der Wunsch, zu gefallen, stärker wäre als die eigene Überzeugung. Weil Politikerinnen und Politiker manchmal zu sehr lieben. Wie wir gewöhnlich Sterblichen.